

Hans Ulrich
Gumbrecht

Leben

der

Ein Versuch
über Nähe

Stimme

Suhrkamp



SV

Hans Ulrich Gumbrecht
Leben der Stimme

Ein Versuch über Nähe

Aus dem Englischen von Michael Bischoff

Suhrkamp

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagabbildung: Ricky Gumbrecht, *Yellow 2*, 2021,

Acryl auf Holz, 61 × 122 cm

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58826-0

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

- 1 Knoten der Stimme: Impulsenergien und begriffliche Überschneidungen 9
 - 2 Stimmen und existenzielle Räume: Das Gewebe der Alltagswelten 33
 - 3 Mitsingen: Die Entstehung mystischer Körper 65
 - 4 Stimmen in der Geschichte: Ontologische Diskontinuität durchleben 96
 - 5 Stimmen und Imagination: An der Schwelle zum Handlungsvermögen 151
 - 6 Stimmen von neutraler Vollkommenheit: Die Ansprache transzendenter Autorität 188
 - 7 Überwältigende Stimmen: Eine Entbergung von Nähe 228
- Dankbarkeit für intellektuelle Nähe 267

*Meiner Tochter Laura Teresa
und dem wunderbaren Volumen ihrer Stimme gewidmet*

1

Knoten der Stimme: Impulsenergien und begriffliche Überschneidungen

Wenn ich an meine Mutter denke, die im Sommer 2012, einige Monaten nach ihrem 91. Geburtstag und in Demenz versunken, starb, höre ich niemals eine Stimme. Zwar gibt es eine deutliche Erinnerung an ihren westfälischen Akzent, der sich in den 70 Jahren, die sie in der phonetisch andersartigen Umgebung Süddeutschlands verbrachte, niemals veränderte – und der in einem solchen Maße zu meiner »Muttersprache« wurde, dass Menschen, denen ich heute begegne, ebenso regelmäßig wie fälschlich annehmen, ich wäre im nördlichen Teil des Landes aufgewachsen. Dieser Akzent jedoch, den ich bis zu meinem Tod nicht verlieren werde, ihre Art der Artikulation, spaltete sich an irgendeinem Punkt vom Klang der Stimme meiner Mutter ab, die ich unwiederbringlich aus dem Gedächtnis verloren habe.

Die Stimme meines Vaters hat dagegen bis heute eine brennende Präsenz behalten, deren irgendwie physischer Wirkung ich nicht zu entkommen vermag. Er war ein bemerkenswert gutaussehender Mann nach Art eines Hollywoodstars der 1940er Jahre, wie manche seiner Bewunderer gerne sagen, wobei »Clark Gable« einer der liebevollen Vergleiche war, die ich seit Kindertagen hörte. Und er war ein bemerkenswert erfolgreicher Mann mit einer steilen beruflichen Karriere als ein Arzt, der in der frühen »Bundesrepublik« einige herausragende Figuren des Landes zu seinen Patienten zählte. Seine Stimme passte allerdings nicht zu Aussehen, Erfolg und Status meines

Vaters, jedenfalls nicht in der Wahrnehmung seines einzigen Sohnes. Während ich dies schreibe, begleitet sie mich mit dem Klang einer weiblichen Stimme in Altlage – ähnlich der Stimme des weniger gutaussehenden, aber weitaus berühmteren Niklas Luhmann.

Heute empfinde ich es als peinlich, genauer zu sagen, was mich an der Stimme meines geliebten Vaters irritierte. Von Kind an verspürte ich den unbestimmten, aber intensiven Drang, einen Ausgleich für etwas zu finden, das ich als eine fundamentale Schwäche empfand, die sich in meinen Augen in ihr manifestierte. Und ich fürchtete die Anzeichen wie auch die Folgen dieser Schwäche, die ich zu bemerken glaubte. Fühlte sich meine Mutter nicht vielleicht zu anderen Männern hingezogen, zu Männern mit weniger gutem Aussehen, weniger Erfolg und weniger Vermögen – aber einer tiefer klingenden Stimme? Hatte ich nicht solch eine tiefere Stimme in unserer Wohnung gehört, eines Abends beim Einschlafen, nachdem ich Rührei mit einem leichten Geschmack verschreibungspflichtiger Medikamente gegessen hatte? Waren da nicht plötzlich weniger dieser berühmten Patienten, die uns gelegentlich zu einem opulenten Essen in einem Restaurant oder in spektakuläre Ferienorte einluden? Und dann die Spannungen bei diesen endlosen Diskussionen zwischen meinen Eltern über die Entscheidung der Klinik, in der Abteilung, für die mein Vater verantwortlich war, die Zahl der Betten zu reduzieren – eine Entscheidung, die nach mehreren längeren Phasen der Abwesenheit meines Vaters von der Arbeit getroffen wurde, bedingt durch Krankheiten, deren körperliche Symptome ich nicht bemerkte. Einmal verbrachten mein Vater und ich die Sommerferien am Bodensee, ohne meine Mutter und nicht weit entfernt von der Schweizer Grenze. Ich erinnere mich noch genau daran, dass ich mich während der Autofahrten ganz bewusst bemühte, unsere Unterhaltung möglichst kurz zu halten, weil es für mich zu schmerzvoll war, seine Stimme zu hören.

Dieser Eindruck von Schwäche und die Anstrengungen, die ich unternahm, um mit ihm fertigzuwerden, haben tiefe Spuren in meinem Leben hinterlassen. Nach einem schwierigen Beginn in der Volksschule setzte ich alles daran, durch höchste Aufmerksamkeit und unablässigen Fleiß in der Schule ein erkennbar überragender Schüler zu werden, einer mit den besten Noten in allen Fächern, der zudem bis zum Abitur keinen einzigen Tag im Unterricht fehlte und bei seinen Mitschülern derart beliebt war, dass er sogar zum Schulsprecher gewählt wurde. Schließlich schien die Ehre der Familie auf dem Spiel zu stehen, und ich musste sie jeden Tag verteidigen – mit der naheliegenden Folge, dass ich niemals Spaß an der Schule hatte. Zu keinem Zeitpunkt waren diese Probleme und meine Reaktionen darauf losgelöst von der Stimme meines Vaters.

Das mag erklären, warum ich mich der Pubertät mit der Angst im Nacken näherte, meine erwachsene Stimme könne der meines Vaters gleichen – eine mögliche Entwicklung, die im Unterschied zu den Noten und der Beliebtheit in der Schule jenseits meiner Kontrolle lag. Also begann ich jeden Morgen mit einem mir selbstauferlegten Test. Ich räusperte mich, sprach mit mir selbst oder sang, um herauszufinden, ob meine neue Stimme sich endlich zeigte und wie sie beschaffen war. Zu einem bestimmten Zeitpunkt – später als bei meinen Klassenkameraden – begann der Eindruck die Oberhand zu gewinnen, dass meine erwachsene Stimme zumindest »durchschnittlich tief« und kein triftiger Grund für peinliche Verlegenheit, Angst und permanente Kompensierung sein würde.

Und tatsächlich hatte ich Glück. Meine Stimme liegt zwischen Bariton und Bass und sie hat sich als eine erwiesen, die mir als Redner bei akademischen und öffentlichen Veranstaltungen gute Dienste leistet, da ihr Volumen selbst große Räume ohne Mikrofon zu füllen vermag. Aber auch wenn ich für diese physische Tatsache immer noch Dankbarkeit empfinde, ohne zu wissen, wem sie zu gelten hat: Stolz war ich auf diese

Stimme nie und bis heute ist mein Verhältnis zu ihr kein entspanntes. Immer wenn ich sie außerhalb gewöhnlicher Alltagsgespräche einsetze, prüfe ich nervös, ob sie noch gut funktioniert – um dann der Welt mit einem sonderbaren Eifer zu zeigen, dass es so ist. Stimmen, und nicht nur meine eigene, werden in meinem Leben immer einen besonders intensiv empfundenen Platz einnehmen, weil ich mich an ihnen messe, während ich weiterhin obsessiv Stärke gegen die empfundene Schwäche der Stimme meines Vaters aufbaue, an deren Klang ich mich seit seinem Tod 2005 immer noch äußerst lebhaft erinnere. Stimmen gehen mir ganz buchstäblich nach, und bis vor kurzem fehlte mir die nötige Distanz, um auf einer allgemeineren Ebene über sie nachzudenken.

*

Im gegenwärtigen kulturellen, vor allem akademischen Klima kommt einem fast unvermeidlich eine Interpretation in den Sinn, die den traumatischen Einfluss der Stimme meines Vaters aufzulösen verspricht. War ich nicht einem banalen Geschlechtsstereotyp aufgesessen, als ich annahm, dass mein Vater als Mann eine tiefe, eben »männliche« Stimme haben musste und dass das Fehlen einer solchen eine Schwäche mit negativen Auswirkungen auf Ehre und Stellung meiner Familie enthielt? Es steht außer Frage, dass Männer mit einer Altstimme in vielerlei Hinsicht stark und erfolgreich sein können, woraus folgt, dass ich mir gar keine Sorgen hätte machen sollen. Und dennoch wird dieser rückblickende Kommentar weder den Schmerz meiner Kindheitsjahre ungeschehen machen noch eine erlösende Wirkung auf die dadurch getriggerten neurotischen Verhaltensweisen haben.

Zwar illustriert meine Geschichte tatsächlich einen historischen Gender-Bias, den überwunden zu haben wir hoffen mögen. Ich habe inzwischen jedoch auch den Eindruck, dass sie

als Beispiel für gewisse Erscheinungen dienen könnte, die eine wichtige Rolle in unserem Leben spielen, aber mit den Konzepten der Geistes- und Sozialwissenschaften nur schwer zu erfassen sind. In meinen Augen gehören sie zu einer, wie ich es nennen möchte, »Ontologie der individuellen Existenz«. Dabei denke ich an individuelle körperliche Merkmale, wie wir sie an Menschen wahrnehmen, mit denen wir interagieren. Wir wissen natürlich, dass wir es nicht vermeiden können, in irgendeiner Weise auf solche Merkmale zu reagieren – auf Körper, die hochgewachsen sind, auf Gesichter, die wir als gutaussehend empfinden, auf »Missbildungen« oder auf den Klang individueller Stimmen, von denen die meisten Menschen angeblich etwa einhundert in Erinnerung behalten und unterscheiden können. Zugleich haben wir alle gelernt, dass solche spontanen Reaktionen in unserem sozialen Leben keine Rolle spielen sollten, weil sie einen Grundsatz der Gleichheit untergraben, der uns verpflichtet, Details zu ignorieren, die der andere nicht zu kontrollieren vermag, zum Beispiel eben die Körpergröße oder die Tonlage der eigenen Stimme. Das ist einer der Gründe, weshalb wir uns kaum jemals mit den Phänomenen befassen, die zur Ontologie der individuellen Existenz gehören. Ein zweiter Grund für diese Zurückhaltung hängt mit der Tatsache zusammen, dass es keine allgemeinen Regeln für den Umgang mit diesen Merkmalen gibt. Gesichter oder Stimmen, die den einen anziehend erscheinen, mögen von anderen als abstoßend empfunden werden. Es dürfte keinerlei Aussicht auf die Existenz gemeinsamer Filter sozialen Wissens bestehen, die wir alle bei dieser existenziellen Dimension einsetzen und die unsere sozialen Beziehungen durchgängig prägten.

Unter den zur Ontologie der individuellen Existenz gehörenden Phänomenen nimmt die Stimme eine besonders komplizierte Stellung ein. Denn im Blick auf »Bedeutung« erfüllt die Stimme eine doppelte Funktion. Zusammen mit der Schrift

ist sie das Medium, durch das wir propositionale Gehalte zum Ausdruck bringen, die wir, vereinfacht gesagt, in unserem Geist gebildet haben – und aus dieser Perspektive unterscheiden Stimmen sich von Körperformen oder Gesichtern, die niemals eine genau umschriebene Bedeutung artikulieren. Zugleich jedoch – und darin den Körperformen oder Gesichtern durchaus ähnlich – lösen Stimmen vage Assoziationen aus, die nicht die festumrissene Gestalt propositionaler Inhalte besitzen. Ein Beispiel ist die peinliche »Schwäche«, die ich aus der Stimme meines Vaters »heraushörte«, sobald er sprach. Auf dieser zweiten Ebene – und im Unterschied zur Ebene der Stimme als Medium für propositionale Inhalte – scheint es unmöglich zu sein, die ausgelösten Assoziationen vollkommen von gewissen körperlichen Merkmalen zu trennen, die wir wahrnehmen und die zu diesen Assoziationen führen. Hier mag einer der Gründe liegen, warum ich nicht an die Stimme meines Vaters denken kann, ohne sie in meinem Gedächtnis zu »hören«.

Zugleich ist es unmöglich (eine weitere Besonderheit der Stimme), den von einer Stimme ausgedrückten propositionalen Inhalt vollständig von den durch sie gleichfalls ausgelösten Assoziationen zu trennen. Wenn mein Vater über die von mir so bewunderten Fußballweltmeister von 1954 sprach, produzierte seine Stimme auch weiterhin den Effekt einer peinlichen Schwäche. Diese große, ja untrennbare Nähe zwischen Bedeutungen, Assoziationen und den physischen Wahrnehmungen, von denen sie abhängen (dieses ganze Syndrom werde ich als »Knoten der Stimme« bezeichnen), ist verantwortlich für die spezifische Komplexität und den komplizierten Charakter der Stimme als Phänomen.

Wir verarbeiten diesen »Knoten«, sobald wir eine Stimme in einer für uns verständlichen Sprache hören, während wir den von einer Stimme artikulierten propositionalen Gehalt natürlich verfehlen, wenn er in einer Sprache formuliert wird, die wir nicht beherrschen. Warum uns manche Stimmen, die wir

gehört haben, samt ihrem Klang im Gedächtnis bleiben (die Stimme meines Vater), andere dagegen nicht (die Stimme meiner Mutter), scheint eine weitere Frage zu sein, auf die es nur subjektive Antworten gibt. In meiner Vorstellung kann ich zum Beispiel deutlich den jeweils unterschiedlichen Klang der Stimmen meiner vier Kinder produzieren, wenn sie nicht da sind. Ich »höre« auch recht obsessiv den stets gleichen Satz in der Stimme meiner Urgroßmutter Marie, die zusammen mit den Familien ihrer beiden Söhne in derselben engen Wohnung lebte und gelegentlich drohte, sie werde sich »aus dem Fenster stürzen«, und zwar »direkt vor die vorbeifahrende Straßenbahn«, wenn die Spannungen ihr dort allzu unerträglich wurden. Eine weitere, für mich lebendig gebliebene Stimme ist die ihres Sohnes, meines Großonkels Franz, der 1953 nach acht Jahren Gefangenschaft in einem sibirischen Konzentrationslager in seine Heimatstadt zurückgekehrt war. »Frei will ich sein, frei, frei«, rief er zuweilen plötzlich oder sang es fast mit einem tiefen, irritierend melodiosen und nasalen Tonfall während unserer gemeinsamen Sonntagnachmittagsspaziergänge, bis er sich eines Wintertags an einem Baum erhängte; sein gefrorener, schneebedeckter Leichnam wurde erst Wochen später gefunden.

Ich glaube allerdings nicht, dass dieses Beharrungsvermögen mancher Stimmen in unserem Gedächtnis notwendig mit ihrer existenziellen Bedeutung für uns zu tun hat oder ein Ausweis der Authentizität tragischer Handlungsverläufe ist. Stimmen, die Schauspielerinnen oder Schauspieler den von ihnen verkörperten Figuren leihen, mögen in diesem Sinne beliebig sein, werden jedoch oft zu einem wesentlichen Moment ihrer fesselnden Darstellung. Es hat mir stets gut gefallen, wie Marlon Brando dem von ihm verkörperten Vito Corleone im ersten Teil der *Pate*-Trilogie einen perfekten italoamerikanischen Akzent verlieh, mit einem Grundton ernsthafter Freundlichkeit und sogar Sorge, die in mir Sympathie für das organisierte Ver-

brechen auslöste, für das diese Figur stand. Doch während ich sehr detailliert beschreiben könnte, was ich da höre und welche Gefühle die Stimme des Paten in mir auslöst, wüsste ich nicht zu sagen, warum genau sie diese Wirkung hat. Wie gesagt, es gibt keine sozial objektiven Codes, die unsere Verarbeitung des Klangs verschiedener Stimmen festlegten.

*

Obwohl Stimmen unter den zur Ontologie der individuellen Existenz gehörenden Phänomenen sich jeder systematischen begrifflichen Erfassung zu widersetzen scheinen, hat ihr Begriff in den letzten sechs Jahrzehnten des Schreibens und Debattierens in den Geisteswissenschaften eine fast dramatische Geschichte erlebt. Auf einer sachkundigen Lektüre der Philosophie Edmund Husserls basierend, erlangte sie eine grundlegende Bedeutung innerhalb der »Dekonstruktion« als dem von Jacques Derrida in seinem ersten Buch *Die Stimme und das Phänomen* von 1967 begründeten intellektuellen Stil.¹ Die von Husserl tatsächlich oft hervorgehobene Tatsache, dass wir beim Sprechen unsere eigene Stimme hören, war nach Derrida verantwortlich für die Überzeugung, dass wir auch unser Bewusstsein in seiner Gesamtheit verstehen, analysieren und beschreiben könnten. Unter Verweis auf die unausweichlich zeitliche Struktur des Bewusstseins und der Sprache wollte Derrida diesen Glauben als Illusion entlarven, eine Illusion, die mit der diskursiven Entfaltung von Platons Philosophie in Form von Dialogen begann, das heißt mit Figuren, die sich selbst zuhören, während sie sprechen; eine Illusion schließlich

1 Jacques Derrida, *La Voix et le phénomène. Introduction au problème du signe dans la phénoménologie de Husserl*, Paris 1967; dt.: *Die Stimme und das Phänomen*, übers. von Hans-Dieter Gondek, Frankfurt/M. 1979.

und vor allem, die er als grundlegend für die gesamte »metaphysische« Tradition des westlichen Denkens verstand.

Derrida hatte zwar nicht die Absicht, das Phänomen der Stimme aus der Liste der in den Geisteswissenschaften zu behandelnden Themen zu streichen, doch die äußerst starke – und zuweilen undifferenzierte – Resonanz, die die Dekonstruktion vor allem in den 1970er und 1980er Jahren fand, verlieh dem Konzept eine negative Konnotation und schloss es zeitweilig aus den laufenden philosophischen Debatten aus. Vor diesem Hintergrund ist es recht erstaunlich, dass die Stimme und insbesondere die Singstimme im Spätwerk Friedrich Kittlers, eines der Pioniere der Medientheorie, ein nahezu ekstatisches Comeback feierte, zumal Kittler mit notorischem Eifer auf seiner Nähe zu Derridas philosophischen Positionen bestand. Im ersten Band seines unvollendet gebliebenen Meisterwerks *Musik und Mathematik* setzt er die Darbietungen der antiken griechischen Rhapsoden mit einem »Sieg als helles Wissen« gleich, weil es den Sängern und ihrem Publikum dadurch möglich wurde, die prosodischen Strukturen, denen sie folgten, zu erfassen und schließlich in mathematischen Ausdrücken zu beschreiben.² Kittler sah darin eine ursprüngliche Verbindung zwischen Musik und Mathematik, die von der Medienwissenschaft als eine Matrix verfolgt werden sollte, welche über die Jahrhunderte immer wieder neue Entwicklungen und Gattungen hervorgebracht hatte.

Da Kittler ein Denker und Autor war, der mit bemerkenswertem mythographischem Talent begriffliche Konfigurationen seiner eigenen Zeit mit dichten Bildern in seinen Augen entscheidender historischer Momente zusammenbrachte, machten die Media Studies die Stimme zu einem ihrer bevorzugten

2 Friedrich Kittler, *Musik und Mathematik*, Bd. 1: *Hellas*, Teil 1: *Aphrodite*, München 2006, S. 91.

Themen. Repräsentativ erscheint hier unter mehreren im frühen 21. Jahrhundert herausgegebenen und diesem Konzept gewidmeten Sammelbänden der von Doris Kolesch und Sybille Krämer edierte Band mit dem Titel *Stimme*.³ In ihrem Vorwort und nach einer ausdrücklichen Distanzierung von der aus der Dekonstruktion stammenden negativen Konnotation des Begriffs nennen die Herausgeberinnen zwei Hauptziele des Buchs. Angesichts der Tatsache, dass die »Stimme« inzwischen zu einem Brennpunkt vieler verschiedener akademischen Bemühungen geworden sei, betonen sie erstens die Notwendigkeit, ein neues Repertoire spezifischer Konzepte zu erarbeiten, die in der Lage seien, die zentrifugale Vielfalt in den Traditionen verschiedener Fachgebiete zu überwinden. Zweitens wollen Kolesch und Krämer das breite Spektrum historischer Kontexte und kultureller Dimensionen aufzeigen, in denen das Phänomen der Stimme eine zentrale Rolle spielt.

Ohne jeden Zweifel bieten die zwölf Beiträge dieses Buchs ein farbiges Bild der vielen faszinierenden Aspekte dieses Themas, und das jeweils auf einem hohen Niveau fachspezifischer Expertise. Es finden sich Beiträge über die Geschichte der Opernstimmen, über Stimmen, die ohne den menschlichen Körper durch moderne Technologie erzeugt werden, über die Macht der Stimme in der politischen Rhetorik, über die Funktionen von Tierstimmen, über das Schweigen in Kunst, Literatur, Theater und Ritual. Nicht zu leisten vermag dieses Buch allerdings die angekündigte philosophische Grundlegung, die den Weg zu einer neuen, integrierten Terminologie oder vielleicht sogar einer einheitlichen Theorie ebnen würde. Und es stellt sich die Frage, ob man dieses Defizit den Autoren und Herausgeberinnen anlasten muss oder ob es eine unvermeidliche Folge der spezifischen inneren Komplexität des Themas

3 Doris Kolesch, Sybille Krämer (Hg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, Frankfurt/M. 2006.

darstellt. Können wir uns wirklich Konzepte vorstellen, die sich umfassend auf die drei verschiedenen Erscheinungsebenen anwenden lassen, die hier gleichzeitig im Spiel sind und berücksichtigt werden müssen, wenn wir über das Leben oder den Knoten der Stimme sprechen: auf »Stimme« als Medium der Sprache (in dem das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat »willkürlich« im Sinne Saussures ist); auf »Stimme«, insofern sie als Teil und Symptom des Charakters oder der Psyche der sprechenden Person prozessiert wird (wobei der Klang sich nicht von den dadurch hervorgerufenen Assoziationen trennen lässt); und auf »Stimme« in ihrem rein materiellen Sein (für die wissenschaftliche Beschreibungsinstrumente noch am ehesten geeignet erscheinen)? Natürlich könnten wir von einer etwas utopischen philosophischen Umgebung oder einem einzelnen philosophischen Genie träumen, die in der Lage wären, derart übergreifende und dennoch kohärente Konzepte zu entwickeln. Doch vor dem Hintergrund unserer verschiedenen Diskurstraditionen mit den ihnen jeweils innewohnenden Beschränkungen und spannungsreichen Unverträglichkeiten erscheint es unrealistisch, solch eine Lösung zu erwarten. Das mag erklären, warum die Faszination der »Stimme« im letzten Jahrzehnt und hinter dem stereotyp wiederholten Versprechen erstaunlicher interdisziplinärer Pluralität offenbar etwas von der Strahlkraft verloren hat, von der sie in ihrer bemerkenswerten akademischen Geschichte seit 1967 geprägt war. Ist es zu spät für ein Buch über die »Leben der Stimme«?

*

Einer der wenigen intellektuellen Impulse, die mich ermuntert haben, solch ein Projekt nicht aufzugeben, geht auf Roland Barthes' berühmten Aufsatz »Die Rauheit der Stimme« aus dem Jahr 1972 zurück, ein Text, der von Intuitionen nur so